

Eindrücke einer Reise  
durch China

## Von Peking nach Lhasa

Wolf Wagner

Am Beginn einer Forschungsreise um die Welt zur Untersuchung der Auswirkungen der Globalisierung auf die lokalen Alltagskulturen erlebten meine Frau und ich, mit der Transsibirischen Eisenbahn aus Moskau kommend, beim Grenzübertritt nach China eine große Überraschung. Mit dem Spurwechsel, bei dem eine Hydraulik die Zugwaggons samt Insassen von den russischen Rädern abhob und auf die darunter gerollten schmaleren chinesischen Radsätze senkte, wurden wir gleichsam in eine neue Welt versetzt.

In Russland, dem Stammland des Sozialismus, sahen wir, je weiter entfernt von Moskau, desto verkommenere Städte und Dörfer, verrottende Infrastruktur, vernachlässigte Landschaften. Oft hingen die Reste der Elektromasten in den Drähten, die sie eigentlich stützen sollten. In den wieder Urwald gewordenen Wäldern sahen wir gelegentlich die Reste früherer Erschließung. Nur die privaten, eingezäunten Gärten der aus ganzen Stämmen gefügten Holzhütten machten manchmal einen gestalteten und gepflegten Eindruck. In den einstmals sozialistischen Ländern Russland und Mongolei war der Zug in stetigem Takt schwan- kend und langsam über unplane Schienen gerattert, immer wieder – als ob er absacken wollte – hängen geblieben und mit gewaltigem Ruck und Schlag wieder in die Spur gekommen. Nach der Grenze im immer noch sozialistischen China glitt der gleiche Zug auf planen, fugenlosen Schienen durch eine bis in den letzten Winkel durchgestaltete Industrieland-

schaft mit hochmoderner Infrastruktur und intensiv bewirtschafteter Landwirtschaft. Fabriken und Straßen lagen grau und schmucklos, ganz auf Funktionalität reduziert, im Morgenlicht. Das Rot der aufgehenden Sonne spiegelte sich in den Isolatoren und im silbern glänzenden Metall der gigantischen Überlandleitungen. Einzig die bunten Tondrachen auf den Firsten der aneinandergereihten niedrigen Arbeiterhäuser milderten den Eindruck konzentrierter Zielgerichtetheit, den die Landschaft in all ihren sonstigen Elementen auf uns machte – ganz im Gegensatz zu den Landschaften in Russland und in der Mongolei. Pappelhaine entlang der Straßen standen in Reih und Glied wie mittelalterliche Heere und erinnerten uns an die Pappelplantagen in der Poebene Italiens. Auch sonst gab es hier mehr Gemeinsamkeiten mit den Industriegebieten Norditaliens als mit einem Entwicklungsland. Einzig der gemächliche Gang der Menschen und die Friedhöfe mit ihren schräg in die Erde der Grabhügel gesteckten Holzstelen erinnerten uns daran, dass wir in Nordchina waren.

Der Kontrast zwischen den durchgestalteten Landschaften hier und der verfallenden Ödnis Sibiriens und der Mongolei hätte kaum extremer sein können – und dies bei einer im zwanzigsten Jahrhundert ganz ähnlichen tragischen Geschichte. Der Sozialismus, der im Russland der Sowjetunion als die große Fessel erlebt worden war, hatte mit seinem Verschwinden die Verhältnisse dort nicht

etwa befreit. Sie schienen uns im Gegenteil wie eingefroren. China dagegen mit seinem fortbestehenden Kern sozialistischer Planwirtschaft schien durch die Deng'schen Reformen, die alles jenseits des Planes erwirtschaftete zur privaten Verwendung freigaben, tatsächlich von den langjährigen Fesseln des Maoismus befreit worden zu sein. Was konnte diesen von uns erlebten Kontrast erklären?

Auf den ersten Blick erschien er als das logische Resultat der extremen Unterschiede in Bevölkerungsdichte und Klima zwischen den Regionen Nordchinas auf der einen und Sibiriens und der Mongolei auf der anderen Seite. Doch im weiteren Verlauf der Reise sahen wir in Tibet, das mit einem noch abweisenderen Klima ähnlich dünn besiedelt ist, chinesische – nicht tibetische – Siedlungen ganz wie im Norden Chinas an der Grenze zur Mongolei. Es musste also eine andere Erklärung geben.

## Peking

Auf diese mögliche andere Erklärung stießen wir in Peking beim Besuch eines konfuzianischen Tempels, wo die vorsozialistischen Grundlagen der chinesischen Alltagskultur sichtbar wurden. In diesem protestantisch nüchtern anmutenden Vernunfttempel sind auf langen Reihen übermannshoher Steintrommeln die Namen der Jahrgangsbesten bei den Zugangsprüfungen zum alles beherrschenden Beamtenadel eingetragen. Es muss für die Familien der Sieger die höchste Ehre gewesen sein, ihren Namen hier eingetragen zu wissen. Diese nüchterne, alles dominierende Leistungsorientierung und klare Unterordnung des individuellen Ehrgeizes unter das Ziel der Familienehre hat chinesische Minderheiten in Australien, Südafrika, Malaysia, Singapur und in den USA trotz aller Diskriminierungen zu ökonomischen und akademischen Leistungseliten gemacht. In China selbst haben die Wirren des

zwanzigsten Jahrhunderts und vor allem die gewalttätige Gleichmacherei des Maoismus den konfuzianischen Familienwettbewerb jahrzehntelang in Fesseln gelegt.

Doch der Kontrast, den wir beim Grenzübertritt nach China erleben konnten, spricht dafür, dass diese Fesseln schon lange abgestreift worden sind und sich die chinesischen Familienclans wieder in einem friedlichen Leistungswettbewerb befinden, in dem die Größe des Erfolges der Beweis für die größere Tugendhaftigkeit der Erfolgreichen ist. Wie die protestantische Ethik kulturelle Voraussetzung für die Entwicklung des Kapitalismus in Europa war, so hatte Max Weber in seinen Schriften den Konfuzianismus als eine den ökonomischen Erfolg begünstigende Kultur identifiziert. Die Richtigkeit seiner Analyse bestätigte sich in dem Kontrast zwischen Sibirien und Nordchina.

Peking ist ein eindrucksvolles Beispiel für das Wirken des chinesischen Wettbewerbes um Aufstieg. Peking hat nicht wie US-amerikanische Großstädte ein begrenztes Stadtzentrum mit Hochhäusern, gefolgt von einem Kreis niederer Fabriken, Lagerhallen und Geschäfte und dann von ausgedehnten Wohnvierteln mit Einfamilienhäusern. In Peking kann man stundenlang durch Hochhausviertel fahren. Sie erstrecken sich bis an den Horizont in einem Stadtgebiet, das so groß ist wie Belgien. Zwischen ausgedehnten Plattenbauhochhäusern entsteht überall avantgardistische Architektur, manchmal kitschig, manchmal gelungen. Im Zentrum gibt es noch von Baukränen belagerte, traditionell chaotische und meist stark verschmutzte Altstadtviertel. Die Regierung scheint deren steigende Wertschätzung bei Westtouristen jedoch nach und nach zu begreifen, und es entstehen in diesen Vierteln schon die ersten für den Westgeschmack inszenierten altchinesischen Hotels und Restaurants, mit deren

Verbreitung auch die Überlebenschancen der Altstadtviertel steigen dürften.

Schon in Peking beeindruckte uns die Allgegenwart des westlichen Vorbildes. Die meisten Models auf den Reklametafeln trugen westliche Züge. In dem Zentralbahnhof Pekings sah ich auf der Suche nach Zugtickets für die Fahrt nach Schanghai auf einer Großbildleinwand über den Massen von Wanderarbeitern, die in den Wartehallen mit ihren Familien lagerten, wie internationale Models der Modeschauen über den Laufsteg schritten. Und der Nachtzug nach Schanghai bot mehr Komfort und elektronisches Entertainment als alle Hochgeschwindigkeitszüge in Europa.

### Schanghai und Chengdu

Auch Schanghai präsentiert Hochhäuser nach allen Seiten bis an den Horizont. Das altchinesische Viertel dort erlebten wir als ein erschreckendes Beispiel dafür, wie das neue China mit seiner eigenen kulturellen Identität umzuspringen droht. Die wirklichen altchinesischen, einstöckigen Wohnviertel mit ihren verwinkelten Gassen, Innen- und Hinterhöfen, ihrer Kleintierhaltung und ihrem Chaos werden ersetzt durch aseptische, durchorganisierte Hochrenditehochhäuser. Im südlichen Zentrum der Stadt besichtigten wir mit wachsendem Entsetzen eine aus rotem Lackholz konstruierte Inszenierung dessen, was sich die Führung als das „richtige“ traditionelle China vorstellt – so wie Neuschwanstein und die Wartburg dem Deutschen Mittelalter vorführen, wie es eigentlich hätte sein sollen. In diesem Disneyland begegnet man einem China, wie man es aus der Dekoration unzähliger identisch ausgestatteter chinesischer Restaurants auf der ganzen Welt kennt. Es bietet keine Überraschungen und eigenen Gerüche wie das wirkliche, verschwindende alte China. Den chinesischen Touristen aus der Provinz schien diese Inszenierung der internationalen China-Res-

taurant-Kultur jedoch viel besser zu gefallen als das, was sie noch aus eigener Erinnerung und Anschauung kannten. Durch die Gassen zwischen den glänzenden Fassaden wälzten sich dicht an dicht die chinesischen Familien und jungen Paare und betrachteten mit begeisterten Blicken die glitzernden Auslagen mit internationalem China-Kitsch.

Das wirkliche Schanghai enttäuschte uns. Wir hatten die Bilder aus Fernsehen und Zeitschriften im Kopf. Auf ihnen wirkten die glitzernden, leuchtenden Fassaden jenseits des Flusses wie eine geschlossene, dichte Bebauung. Tatsächlich stehen die Prachtbauten so weit entfernt voneinander, dass man sie zu Fuß nur schwer erreichen kann.

Chengdu, am westlichen Ende des chinesischen Hauptsiedlungsgebietes vor dem Beginn der hohen Gebirgszüge gelegen, streckt sich über ein Stadtgebiet so groß wie in Deutschland mehrere Landkreise zusammen und bietet in seinem Zentrum ebenfalls Hochhäuser bis zum Horizont ringsum. Die Taxifahrt vom Flughafen ins Zentrum erlebten wir wie eine Reise durch die architektonischen Sünden der letzten vierzig Jahre von den Wohnblocks aus sozialistischen Zeiten bis zu den postmodernen Betoninszenierungen mit Kaskaden griechischer Tempel auf zwanzig- oder dreißigstöckigen Zweckbauten und mit Glasfassaden neuester Provenienz.

Manchmal erschien uns die Stadt symbolisch für ganz China. Hier in dieser Provinz hatte Deng Xiaoping, der in Deutschland vor allem als der Schlichter der Demokratie-Bewegung bekannt ist, vor vielen Jahren das Modell des heutigen chinesischen Sozialismus entwickelt. Die Produktionseinheiten und Bauern sollten behalten dürfen, was sie über die Planziffern hinaus produzierten. Diese Reform führte in der bisherigen Mangelprovinz zu einem explosionsartigen Wachstum, das so bemerkenswert war, dass das Mo-

dell auf ganz China nach und nach ausge-  
dehnt wurde.

Neben der typisch sozialistisch-grauen  
Grundlage ist Chengdu auch von einem  
verrückten kapitalistisch-marktwirt-  
schaftlichen Wildwuchs in allen Farben  
und Formen geprägt. Besonders symbol-  
isch ist das Zentrum der Stadt: Auf dem  
größten Platz steht eine riesige Mao-Statue  
mit absurd verlängertem Arm, mit  
dem der Große Führer wie eine vollplas-  
tische Ikone den richtigen Weg in die Zu-  
kunft weist. Tatsächlich weist er auf eine  
gigantische Baugrube für eine Tiefgarage  
und auf einen dahinter liegenden Boule-  
vard zwischen Hochhäusern mit den zur-  
zeit modernsten schwarzen Glasfassaden.  
Es ist eine hochkapitalistische Straße,  
auf die Mao zeigt, mit Banken und inter-  
nationalen Labels, der man ihre sozialistische  
Grundlage nicht mehr ansieht. Er  
zeigt auf ein wuselndes Leben von Men-  
schen, die sich alle in konfuzianischer  
Leistungsorientierung um den Aufstieg  
ihrer Familie mühen. Das Ergebnis er-  
schien uns als das Gegenteil dessen, was  
sich Mao einst für dieses Land erträumt  
hatte.

Schon in Peking war uns aufgefallen,  
dass T-Shirts mit chinesischen Schriftzei-  
chen lediglich bei den einheimischen Tou-  
risten als Erkennungsmerkmal der Reise-  
gruppe zu sehen waren. Chengdu, in der  
Provinz, bestätigte und verstärkte diesen  
Eindruck einer ausgeprägten Westorien-  
tierung als Medium des sozialen Auf-  
stiegs. Hier gab es zwar häufiger als in Pe-  
king Reste bäuerlichen Verhaltens, etwa  
das geräuschvolle Ausspucken tiefstgele-  
gener Schleimreste an allen öffentlichen  
Orten. Doch wie in Peking waren die Kauf-  
häuser voll mit echten und imitierten  
Westwaren. Westliche Kosmetikprodukte  
oder ihre Imitate dominierten die öffent-  
liche Werbung, besonders solche, die wie  
die Skin-Whiteners dabei helfen, die Her-  
kunft aus dem chinesischen Provinzbaue-  
rntum zu verschleiern. Mobiltelefone

waren allgegenwärtig. Das Fernsehen  
zeigte außer romantischen Parteifilmen  
von Krieg und Revolution auf allen Kanä-  
len Westfilme mit chinesischen Untertitel-  
n, unterbrochen von Werbung im west-  
lichen Stil mit westlichen Modells für west-  
liche Prestigewaren. Im englischsprachi-  
gen Fernsehkanal hörten wir, dass sich im-  
mer mehr Absolventinnen der Hochschu-  
len ihre Augenpartien auf westlich ope-  
rieren lassen, weil sich damit ihre Einstel-  
lungschancen deutlich verbessern.

Unsere Reiseeindrücke in den Groß-  
städten Chinas ließen uns schließen, dass  
die kulturelle Globalisierung kein An-  
schlag des internationalen Kapitals oder  
gar ein amerikanischer Kulturimperia-  
lismus ist. Die Menschen in China selbst  
setzen alle Anstrengungen daran, ihren  
sozialen Aufstieg als globalisierende Ver-  
westlichung zu gestalten. Die Globalisie-  
rung erschien uns nach allem, was wir in  
Russland und China erlebt hatten, nicht  
mehr als die Ursache für dieses Verhalten,  
sondern als ihr Resultat.

## Der Yangtse und die drei Schluchten

Das sozialistische China erlebten wir bei  
einer abenteuerlichen Fahrt auf einem  
Yangtse-Dampfer für chinesische Touris-  
ten. Statt der luxuriösen Variante für  
Westtouristen hatten wir versehentlich  
die erheblich billigere Lokalvariante ge-  
bucht und waren auf einem Schiff gelan-  
det, an dessen Bord niemand auch nur ein  
Wort Englisch sprach. In drangvoller  
Enge und unter gewöhnungsbedürftigen  
klimatischen und hygienischen Bedin-  
gungen wurden wir drei Tage lang durch  
die Landschaft geschippert, begleitet vom  
militärisch strengen Regime chinesischer  
Tourismus-Institutionen.

Schon Chongjin, der Abfahrtsort –  
eine weitere gigantische Großstadt am  
oberen Yangtse – war bestimmt von der  
Zahl 175. 175 Meter hoch wird einmal der  
Füllstand des Stausees hinter dem Drei-  
Schluchten-Damm sein. Alle paar Kilo-

meter sahen wir am Ufer eine Leiter aus weißen, ein Meter hohen Betonblöcken aufgestellt, die später einmal den Pegelstand des Stausees anzeigen soll. Jetzt zeigte sie an, bis zu welcher Höhe alles, was darunter liegt, weggerissen und durch Uferbefestigungen ersetzt werden soll oder schon ersetzt ist.

An diesen Landschaften vorbeiziehend, sahen und staunten wir, wie das alte China am alten Ufer verschwand und wie weit über uns ein neues, auf dem sozialistischen Reißbrett entworfenes, glänzendes China entstand. Alle Rohbauten der Hochhäuser wurden mit den gleichen klinisch weiß glänzenden Kachelpaneele beklebt. Hoch über uns führten leuchtend weiße Betonbrücken in elegantem, ein- oder zweiböigem Schwung über die Weiten des Tales. Neue, breite Straßen waren in die Flanken der Berge gebrochen worden. Dort oben begann die Welt bei Meter 175.

Hätten wir uns eine Kreuzfahrt durch idyllische Landschaften und pittoreske Schluchten erhofft, wäre die Fahrt eine große Enttäuschung und unnötige Strapaze gewesen. Tatsächlich wurde die Fahrt zu einer faszinierenden Reise durch einen technokratischen Traum, wie er nur in einer sozialistischen Diktatur realisierbar ist. Vor dem Antritt der Reise hatten wir in den westlichen Medien nur Negatives über dieses Großprojekt gehört und gelesen und standen ihm vor der Reise daher skeptisch bis ablehnend gegenüber. Vor Ort wandelte sich unsere Meinung. Da wir gesehen hatten, wie begeistert und freiwillig sich die meisten Menschen in China auf das Projekt der globalisierten Moderne einlassen, erschien es wenig glaubwürdig, dass sich die Mehrzahl der hier umgesiedelten Chinesen gegen den Umzug in die glänzenden Neustädte auf den Hügeln sträuben würde. Wahrscheinlicher erschien es, dass der Wechsel in die neuen Häuser von den meisten Betroffenen genauso als Aufstieg

erlebt würde wie zu DDR-Zeiten der Wechsel in die Platte. Hinzu kommt, dass das Land angesichts des Wachstums der chinesischen Industrie und der Großstädte keine ökologisch tragbare Alternative hat. Die Kohlekraftwerke entlang des Flusses demonstrieren das eindrucksvoll mit dem Gestank und den schwarzen Rauchwolken, die sie produzieren.

## Tibet

Von Chengdu aus flogen wir nach Lhasa, in die Hauptstadt der Tibetischen Autonomen Region (TAR) der Volksrepublik China. Sie liegt in 4700 Metern, und beim plötzlichen Wechsel aus sehr viel tiefer gelegenen Gebiet in diese extreme Höhe läuft man Gefahr, an einer lebensbedrohlichen Höhenkrankheit zu erkranken. Deshalb hatten wir versucht, den Landweg zu nehmen, der eine allmählichere Anpassung ermöglicht. Doch das ist erst jetzt mit der Eröffnung der Eisenbahnstrecke vom chinesischen Tiefland nach Lhasa möglich. Seither hat sich der Tourismus verdoppelt und wird wohl weiterwachsen.

Nachdem wir uns mit viel Ruhe und täglich vier Litern Wasser an die Höhe gewöhnt hatten, erkundeten wir in etwa drei Wochen Lhasa und Umgebung und die Strecke durch Hochtibet am Fuße des Mount Everest vorbei nach Nepal. Wir erlebten die chinesische Herrschaft über Tibet. In die Zeit fielen die Vorbereitungen zum fünfzigsten Jahrestag der chinesischen Besetzung Tibets, und die tibetischen Inhaber der Hotels und Geschäfte berichteten uns, wie sie gezwungen wurden, ihre Einrichtungen für den Jahrestag an allen Fenstern und Ecken zu beflaggen. Wir erfuhren aber auch von den neuen Autonomieregelungen, die tatsächliche Religionsfreiheit und kulturelle Selbstbestimmung gewährleisten sollen. Und wir sahen auf der anderen Seite den Kontrast zwischen den tibetischen Dörfern und den chinesischen Ansiedlungen, der etwa

dem Kontrast zwischen Sibirien und Nordchina entsprach.

Die tibetischen Dörfer und Städte schienen im Mittelalter stecken geblieben zu sein. Die Tiere lebten mit den Menschen in engen, dunklen, rauchigen, rußüberzogenen Räumen ohne hygienische Installationen. Der im Westen so populäre tibetanische Buddhismus erwies sich bei genauem Hinsehen als krasse Theokratie wohlgenährter Mönche. Bei unseren vielen Besuchen in den Klöstern sahen wir, wie die Mönche unter ihren dicken Gewändern ihre Mobiltelefone verbargen und wie ihnen einmal wöchentlich aus den Spenden der Gläubigen Geldstapel übergeben wurden, die sie auf den lokalen Märkten und in den Supermärkten für ihren privaten Konsum ausgaben. Gleichzeitig wurden wir von der tibetischen Bevölkerung überall im Land angebettelt. Vor den Klöstern lagerten Bettlerfamilien in erbarmungswürdigem Zustand, deren verdreckte und verlauste Kinder sich auf die Touristen stürzten und sich an ihre Kleider hängten, um sie zu Spenden zu zwingen. Der tibetische Teil östlich des Potallas in Lhasa ist dunkel, schmutzig und häufig ungepflegt bis zur Baufälligkeit. Auf der anderen Seite des Potalla liegt die chinesische Stadt. Sie ist sauber, hell, gepflegt und verfügt über glänzende, hochmoderne Supermärkte, Restaurants, Kliniken. Dort herrschen große Gleichheit und gute Versorgung, materielle und soziale Aufstiegsmöglichkeiten und große Weltoffenheit. Bei aller vorherigen Sympathie für die Sache des Dalai-Lama wirkte der Kontrast in der Lebensweise und dem Lebensniveau beider Seiten auf uns wie ein Schock.

Früher – unter Mao – hat China die Modernisierung Tibets zu erzwingen versucht mit Millionen Toten. So befahlen Maos Bürokraten, dass statt Hirse Weizen und Reis anzubauen seien, die beide in diesen Höhen kaum wachsen. Das Ergebnis war eine große Hungersnot. Heute be-

treibt China die Modernisierung durch Verführung. Religionsfreiheit ist weitgehend gegeben, wenn sie sich nicht mit dem von China gefürchteten Dalai-Lama verbündet.

Wir erlebten, wie die in- und ausländischen Anhänger des Dalai-Lama die neue Zugverbindung nach China kritisierten und als Bedrohung der tibetischen Kultur und Natur ablehnten. Wir sahen in der Zugstrecke ein Tor zur Welt genauso wie im Neubau der Straße nach Nepal, wohin auch die Eisenbahnstrecke demnächst verlängert werden soll. Wir sahen darin eine große Chance für Tibet. Die Öffnung zur Welt würde mit dem Tourismus Geld und einen gewissen Wohlstand in alle Teile Tibets bringen und mit der Öffnung zur Welt auch das Bedürfnis nach Bildung. Das Bestreben vieler westlicher Alternativtouristen und der Anhänger des Dalai-Lama, Tibet von der Welt abgeschlossen zu halten, mutete uns an wie der Versuch, Tibet zu einem Kulturzoo zu erklären, in dem die tibetische Bevölkerung hinter den schützenden Bergen in seliger Armut, Spiritualität und Unkenntnis leben und zur Besichtigung für besonders abenteuerlustige und zahlungsbereite spirituelle Touristen freigegeben werden sollte.

### Konkurrierende Wertemodelle

Klaus Heinrich, Religionswissenschaftler und Philosoph an der Freien Universität, berichtete einmal in einer Vorlesung über die Antike im Zusammenhang der Schließung des Orakels von Delphi durch die Römer, über die Klage eines Griechen darüber, dass man ihm das genommen habe, was für ihn das Leben lebenswert gemacht habe. Klaus Heinrich merkte dazu an, dies sei eine gute Beschreibung dessen, was Religion ausmache: das, was das Leben lebenswert mache.

Als wir durch die Klöster und Dörfer Tibets zogen und mit den Pilgern um die Heiligtümer gingen, war diese Religio-

sität, die das Leben für die gläubigen Menschen erst lebenswert macht, überall zu finden. Da war etwas, was die Menschen zutiefst begeisterte und fröhlich und zuversichtlich machte – trotz aller sichtbaren Armut, allem Schmutz und Elend. In der Auseinandersetzung mit dem tibetischen Buddhismus wurde uns deutlich, dass auch er ein Aufstiegsmodell bietet, das im „Rad des Lebens“ zum Vorschein kommt. Durch religiöse Hingabe (etwa durch Gebete, Spenden, Opfer, Selbstkasteiung oder wenn der Sohn ein Mönch oder die Tochter eine Nonne wird) kann man sein Karma verbessern und hat die berechtigte Hoffnung, im nächsten Leben auf einer besseren Stufe geboren zu werden. Mit den Pilgerfahrten, dem Umkreisen des Heiligtums oder des Heiligen Berges Kailasch, den Niederwerfungen vor dem Tempel oder gar der Umkreisung mit ständiger Niederwerfung kann man direkt zur Erleuchtung kommen. Dieses spirituelle Aufstiegsmodell übt eine große Faszination auf die Einheimischen aus und gibt ihnen Glück nicht nur im Jenseits, sondern bereits im Streben nach ihm. Auch vielen Westlern ist es aus den seltsamsten Gründen eine spirituelle Alternative nach dem Motto: Alles, was es nicht gibt, gibt es in Tibet.

Das durch China repräsentierte Aufstiegsmodell des Westens – die Warenwelt, das Sozialprestige, die Bildung, die mit dem Wohlstand wachsende Welt der Handlungsmöglichkeiten, also der Freiheit – konkurriert mit dem tibetischen Aufstiegsmodell. Es übt eine riesige Versuchung aus und hat alle Chancen zu tri-

umphieren. Die Mönche in den Klöstern ziehen unter ihrer Mönchskutte das klingelnde Handy hervor. Jeder hat einen anderen Klingelton, und man stellt sich vor, wie sie in ihrer Zelle sitzen und sich neue Klingeltöne herunterladen oder SMS verschicken. Wahrscheinlich werden Lhasa und die Klöster Tibets irgendwann ebenso wie der Vatikan zu religiösen, spirituellen und touristischen Zentren mitten in einer sich globalisierenden und dabei modernisierenden autonomen chinesischen Provinz.

### Tradition und Moderne

Kontrast zwischen Sibirien und Nordchina legt die Erwägung im Sinne Max Webers nahe, ob die vorsozialistische konfuzianische Alltagskultur mit der Freigabe der Wettbewerbswirtschaft zu dem entscheidenden Katalysator für die so unterschiedliche Wirkung der Globalisierung auf beide Länder wird.

Die Reise durch China und seine Provinz Tibet zeigte, dass das chinesisch-konfuzianische Aufstiegsmodell sich des westlichen Vorbildes als Medium und Maßstab des Aufstieges bedient und dadurch zum entscheidenden Treibsatz für die Globalisierung in der Region wird. Tibetische Versuche, sich gegen diese Entwicklung in einer Art Kulturzoo abzukapseln, können die Modernität in Tibet hinausögern, aber nicht verhindern. Der tibetische Buddhismus steht jedoch keineswegs in einem antagonistischen Verhältnis zur Modernität. Er ist durchaus mit ihr vereinbar und kann einen legitimen Platz in einer modernen chinesischen Gesellschaft einnehmen.